

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Petermann, in welchem Milieu sind Sie aufgewachsen?

Ich wurde 1946 geboren. Mein Vater war Arbeiter, meine Mutter Hausfrau – wie es damals noch üblich war. Ich hatte einen jüngeren Bruder, der schon früh, im Alter von siebenundzwanzig Jahren verstarb. Aufgewachsen bin ich in Passau, einer katholischen Kleinstadt in Niederbayern. Mein Vater war zwar Sozialdemokrat, aber insgesamt lebten wir in einer sehr konservativen Umwelt. Wer auch eine wichtige Rolle spielte, war meine Großmutter. Sie wohnte im gemeinsamen Haus, und so waren wir auch oft bei ihr. 1954 wurde ich eingeschult, absolvierte dann die Grundschule und ging anschließend an eines der zwei Gymnasien in Passau. 1967 machte ich mein Abitur.



Welche Interessen hatten Sie in Ihrer Jugendzeit?

Nach einer Phase, in der mich - wie wohl viele Kinder - Tiere sehr faszinierten, entwickelte ich relativ früh ein Interesse für Reisen und ferne Länder. Das hatte damals eher so etwas Abenteuerliches – ich war ein begeisterter Leser der Bücher von Karl May, auch Indianerhefte habe ich massenhaft verschlungen. Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich mit ungefähr dreizehn Jahren die Ethnologie entdeckte. Das war natürlich erst einmal nur so eine Bekanntschaft aus der Stadtbibliothek. Es war wohl Weihnachten 1961, da ließ ich mir die damalige Neuauflage von Bernatziks »Großer Völkerkunde«¹ schenken.

Zudem hatte ich auch schon früh ein reges Interesse an Literatur. Ich begann als Jugendlicher wirklich alles zu lesen, was mir in die Finger kam. Manche Werke nahm ich mir vielleicht etwas zu früh vor, beispielsweise habe ich James Joyce' »Ulysses« bereits mit fünfzehn oder sechzehn Jahren gelesen. Die Breite meiner verschiedenen Interessensgebiete führte auch dazu, dass ich mir schon in der Zeit vor dem Abitur vorzustellen vermochte, was ich mal werden könnte – meine Studienwahl fiel auf die Völkerkunde.

Können Sie sich noch daran erinnern, was Sie als Jugendlicher so sehr an der Ethnologie faszinierte?

Zum einen war es sicher so eine Art exotischer Effekt des Anderen, was auch in den Buchillustrationen und -photographien zum Ausdruck kam. Eine Rolle spielte also die Nichtidentität mit dem, was hier Alltag war. Das Leben, das mir zum Teil in den Abenteuergeschichten von Karl May bis Jules Verne begegnete und nicht in Deutschland oder Europa stattfand, interessierte mich einfach.

Konnten Sie sich mit Freunden und Klassenkameraden darüber austauschen, oder waren Sie mit diesem Interesse eher ein Einzelgänger?

Ich hatte einen sehr guten Freund, der zumindest auch literarisch interessiert war. Mit ihm tauschte ich mich viel aus. Ein drittes Gebiet, welches in meiner Jugendzeit zunehmend eine Rolle zu spielen begann, war der Film – also damals hauptsächlich das Kino.

Wurden Ihre Interessen von Ihren Eltern gefördert oder herrschte da eher eine ablehnende Haltung?

Nun, man kann nicht wirklich sagen, dass sie mich in dieser Hinsicht gefördert haben. Sie waren eher verwundert, weil meine Interessen ja in eine Richtung gingen, mit der sie selbst nichts zu tun hatten. Gleichzeitig legten sie mir jedoch auch keine Steine in den Weg. Gefördert hat mich vielleicht eher meine Großmutter, obwohl auch sie keine höhere Bildung besaß. Sie war immer dafür, dass ich viel und eifrig las.

So wie in jeder einfachen Familie wollten auch meine Eltern, dass mal etwas Besseres aus ihrem Kind wird. Daher waren sie natürlich einverstanden, als mein Lehrer vorschlug, mich aufgrund meiner diversen Interessen auf eine höhere

¹ H.A.Bernatzik (Hg.), Die neue große Völkerkunde; neue und erweiterte Auflage, Herkul Verlag, Frankfurt am Main, 1954.

Schule zu schicken.

In welcher Form informierten Sie sich nach dem Abitur über Ihr gewünschtes Studienfach?

Bis auf die Berufsberatung und die Informationen, die man an der Schule erhielt, gab es damals nicht so viele Möglichkeiten. Ich wusste nur, dass man an der Universität in München Ethnologie studieren konnte. Also ging ich dorthin, es lag ja relativ nah an Passau. Zuvor hatte ich - nach einer kurzen Visite bei der Bundeswehr, wo es mir überhaupt nicht gefiel - meinen Zivildienst abgeleistet. Dieser fand in Grünwald statt, direkt vor den Toren Münchens. Daher ging ich damals schon an die Uni, um etwas in das Fach reinzuzschnuppern. Ich versuchte mir auch auszumalen, welche Nebenfächer ich belegen könnte, was sich als etwas schwierig herausstellte. Ich probierte verschiedene Richtungen aus, am Schluss verdankte ich die etwas merkwürdige Wahl auch eher dem Zufall: Ich landete bei den Allgemeinen Sprachwissenschaften und der Ägyptologie. Später hatte ich keine Lust mehr, das noch mal zu ändern, also blieb es dabei. 1970 begann ich dann offiziell mit meinem Studium.

Wie war Ihr erster Eindruck vom universitären Betrieb in München und dem Institut für Ethnologie?

Ich hatte von Anfang an ein gespaltenes Verhältnis zum Institut, das damals noch am Deutschen Museum untergebracht war. Zum einen war es sehr klein, es gab beinahe mehr Lehrpersonal als Studierende – insgesamt waren es wohl kaum mehr als dreißig Personen im Hauptfach.

Es war damals ja eine sehr politische Zeit, das spürte man auch am Institut sehr stark. Es gab eine so genannte Basisgruppe, die unter anderem versuchte, Institutspolitik zu machen. Ich selbst war auch sehr politisiert und landete daher natürlich schnurstracks in dieser Gruppe. Mit den sechs oder sieben Studierenden, die dort Mitglied waren, freundete ich mich an; gemeinsam verbrachten wir die kommenden Studienjahre.

Wissen Sie noch, wer die Mitglieder dieser Basisgruppe waren?

Ja, beispielsweise Hermann Amborn. Ebenso Gunter Minker, der leider schon verstorben ist. Einige der Mitglieder gaben die Ethnologie später auch wieder auf. Neben der Basisgruppe gab es am Institut natürlich auch Studierende, die politisch und auch anderweitig völlig uninteressiert waren. Sie hielten sich aus allem raus. Zudem gab es ein paar Leute, die sich in Verbindungen organisierten, doch sie waren nicht weiter auffällig.

Was waren damals die Anliegen der Basisgruppe?

Zunächst einmal wollten wir eine andere Art der Ethnologie durchsetzen, auch verbunden mit einer anderen Form von Universitätspolitik. Das Fach stand dabei schon im Vordergrund, gleichzeitig sollte es jedoch in ein sehr viel offeneres Studiensystem eingebettet sein – beispielsweise waren wir dafür, die Ordinarien abzuschaffen. Ferner ging es natürlich schon sehr stark um eine Politisierung der Ethnologie, auch darum, sich mehr der Gegenwart zuzuwenden, anstatt immer nur Kulturhistorie zu betreiben. Diese Tradition war damals, zumindest in München, ja immer noch vorherrschend. Der Blick sollte also nicht nach hinten gerichtet sein, sondern nach vorne. Dabei sollte auch ganz klar die Dritte Welt in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken. Außerdem war es unser Anliegen, die Ethnologie mit der Soziologie zusammenzubringen. Die Ethnologie gehörte damals ja zu einem Fachbereich, der viele kleine Fächer - etwa die Assyriologie oder die Hethitologie - beinhaltete.

Tauschten Sie sich damals mit studentischen Gruppen anderer Städte - etwa Frankfurt oder Berlin - aus?

Ich glaube, ab 1967 gab es Studententreffen, bei denen die verschiedenen Basisgruppen zusammenkamen. Das geschah mehr oder weniger parallel zu den Fachtagungen der DGV. Wir trafen uns zwar nicht absolut zeitgleich, doch es ging schon darum, kurz vorher oder kurz danach auch etwas auf die Beine zu stellen. In diesem Zusammenhang hat sich ja unter anderem Fritz Kramer sehr hervorgetan. Das erste Basistreffen, an dem ich teilnahm, fand Anfang der siebziger Jahre in Heidelberg statt.

Wie kann man sich diese Treffen vorstellen? In welchem Rahmen fanden sie statt?

In der Regel fanden diese Treffen an den verschiedenen Universitäten statt, die damals ja sehr von der Linken dominiert wurden. Die ortsansässigen Basisgruppen führten die Veranstaltungen meist in Zusammenarbeit mit dem jeweiligen AStA durch. Unsere Gruppe war, im Nachhinein betrachtet, eher ein bisschen anarchistisch ausgerichtet. Es gab keine

direkte politische Linie und die einzelnen Personen hatten zum Teil auch recht unterschiedliche Vorstellungen. Das musste aber gar nicht immer artikuliert werden, meist reichte der kleinste gemeinsame Nenner, um uns zusammenzubringen.

Politik in einer Basisgruppe zu machen, hieß damals einfach, relativ geschlossen als Gruppe aufzutreten, oder auch gemeinsam Texte zu veröffentlichen, die dann der Instituts- oder Universitätsleitung vorgelegt wurden. Es war ja auch nicht so, dass wir von München aus die Szene anführten, das ging schon eher von Heidelberg oder Berlin aus. Doch man lernte sich untereinander kennen, zudem gab es einen regen gemeinsamen Reiseverkehr, etwa zu Demonstrationen. Gleichzeitig war das aber eine recht kurze Phase, die ungefähr von 1968 bis in die frühen siebziger Jahre reichte. Die Politik selbst ging noch eine ganze Weile weiter, bei mir eigentlich während des gesamten Studiums. Auch die Basisgruppe blieb bestehen, wobei sich die einzelnen Mitglieder im Laufe der Zeit veränderten. Thematisch gab es nach und nach eine Verschiebung, auch unter dem Eindruck der Ereignisse um Baader und Meinhof: Weg von der APO-Politik, hin zu beispielsweise ökologischen Fragen.

Zudem versuchten wir im Hinblick auf das Fach, selbst eine eigene Ethnologie zu betreiben, in der bestimmte Themen dann eine größere Rolle spielten.

Welche Themen waren Ihnen da wichtig?

Zum einen, wie schon gesagt, die Dritte Welt. Das drehte sich nicht zuletzt darum, wie die damals noch so genannten Stammesgesellschaften in größere staatliche und wirtschaftliche Zusammenhänge eingebunden waren und welche Alternativen es dazu gab. Dabei kam recht schnell eine Unterscheidung auf, die für die Ethnologie von großer Bedeutung war: Auf der einen Seite war da die einfache Unterstützung für die Dritte Welt und die indigenen Bevölkerungsgruppen. Man hatte andererseits festgestellt, dass nicht wenige der neuen Regierungen ihren eigenen Stammesgruppen feindselig gegenüberstanden und sie um jeden Preis „zivilisieren“ wollten, wie sie es ausdrückten. Oft wurden die indigenen Gruppen auch als Hindernis für die nationale Einheit angesehen. Die Frage, wie wir uns zu dieser Thematik verhalten sollten, ist ein gutes Beispiel dafür, wie sich die Basisgruppe im Laufe der siebziger Jahre ziemlich stark veränderte. Wir nahmen dann Abstand von der Dritte-Welt-Politik, mit denen sich ja andere Gruppen weiterhin beschäftigten, und kamen eher zu einer ökologisch interessierten und vor allen Dingen die Indigenen betreffenden Politik.

Fand dieses Interesse in irgendeiner Weise einen Widerhall beim Münchener Lehrkörper?

Herr Straube war die einzige Person, die da ein wenig aufgeschlossen war. Er ist dann jedoch sehr früh verstorben. Eigentlich war er konservativ, doch man kann sagen, dass er einen Blick auf die Welt hatte, der für solche Aspekte offen war und auch verschiedene Meinungen zuließ. Bei den anderen Lehrenden ging das ja eher an den Ohren vorbei, in deren Vorlesungen gingen wir dann auch nicht. Man muss sagen, dass wir diese Art von Ethnologie - also die Kulturmorphologie, die auch Herr Straube vertrat - natürlich bekämpften. Bei ihm kam jedoch hinzu, dass er auch Geograph war. Im Nebenfach hatte er den so genannten Geographischen Materialismus studiert, wie wir es scherzhaft nannten – also eine starke Determinierung der Kultur durch die geographische Umwelt. Diese Richtung kam uns dann wiederum wegen ihrer materialistischen Grundlagen - etwa die verschiedenen Umwelteinflüsse - entgegen.

Was konnte man als Studierender von Herrn Straube und der Kulturmorphologie inhaltlich mitnehmen?

Eigentlich betonte er den kulturmorphologischen Ansatz gar nicht so sehr, sondern war eher ein sehr genauer Arbeiter, der viel Quellenkritik betrieb. Außerdem hatte er ein großes Interesse an ökologischen Zusammenhängen, was wir durchaus mit ihm teilten. Da fällt mir zum Beispiel seine Beschäftigung mit der afrikanischen Landwirtschaft und dem agrarischen Intensivierungskomplex² ein, was damals für die Afrikaforschung wichtig war. Damit konnten wir etwas anfangen, während uns die Forschungen zur Kulturhistorie doch sehr fern waren.

Wie würden Sie das Verhältnis zu Herrn Vajda beschreiben?

An ihm hat uns schon einiges gestört. Er verstand es zwar sehr gut, interessant zu sprechen, doch entstand dabei immer so eine kaum verbindliche Plauderton-Atmosphäre, die sich ins Feuilletonistische verlor. So war damals zumindest unser Eindruck. Ganz so schlimm war es vielleicht nicht, es existierte ja auch keine Grenzziehung zwischen den Studenten von Herrn Straube und den Studenten von Herrn Vajda. Generell hatte man aber mit der jeweils anderen

² Helmut Straube, Der agrarische Intensivierungskomplex in Nordost-Afrika, Paideuma 13, 198-222, 1967.

Gruppe relativ wenig am Hut.

Wer waren damals die Assistenten am Münchener Institut?

Zum einen gab es Herrn Prem, später kam noch Herr Raum dazu. Ersterer war Altamerikanist, während ich und die meisten Leute in meiner Umgebung eher an Afrika interessiert waren. Somit hatten wir schon rein regional nichts mit ihm zu tun. Ähnlich verhielt es sich mit Herrn Zerries, der in seinem Museum saß und eine Schar von Studenten um sich versammelt hatte, die eine ziemlich separate Gruppe bildeten. Als Privatmensch hat er es sicher verstanden, viele Leute für sich einzunehmen, er besaß ja durchaus Humor. In der Lehre war er jedoch ein absolut konservativer Mensch. Seine Seminare kreisten um Themen, die wirklich abseits von jeglicher Art von Sozialem angesiedelt waren. Die Ethnologie war bei ihm keine Gesellschaftswissenschaft, nicht einmal im weitesten Sinne, sondern es ging bei ihm fast ausschließlich um Federschmuck und Töpferstile und Ähnliches.

Hatten Sie während Ihres Studiums die Idee, den Studienort zu wechseln?

Am Anfang mag dieser Gedanke aufgekommen sein, aber nachdem ich erst einmal einige Jahre in München war, dachte ich nicht mehr wirklich daran. Es war ja damals eher noch so ein gemächliches Studium, in der Zeit vor dem Numerus Clausus. Man konnte im Prinzip so lange studieren, wie man wollte. Zwischendurch exmatrikulierte man sich zwar auch mal, doch das spielte eigentlich keine Rolle, da das Doktorthema ja längst feststand und man dann einfach seine Dissertation zu Ende schrieb – so ähnlich habe ich es ja auch gemacht.

Wann begannen Sie mit Ihrer Doktorarbeit?

Das war in einer Phase, in der ich das direkte Interesse an der Ethnologie schon seit längerem etwas verloren hatte. Damals, 1979/80, unternahm ich eine Reise nach Westafrika. Dort beschloss ich dann, meinen Abschluss zu machen. An der Münchener Universität war zu diesem Zeitpunkt gerade der Magister als normaler Abschluss eingeführt worden. Es gab ihn zwar vorher schon, doch hatte er keinerlei Relevanz. Nun sollte er sozusagen an Bedeutung gewinnen. Somit wurden alle Altstudenten angehalten, erst einmal ihren Magister zu machen. Aber es gab eine Frist für Altstudenten, innerhalb derer man noch ohne Magister promovieren konnte. Wenn ich mich recht erinnere, war das bis zum März 1983 möglich. Also habe ich ab 1980, in der Zeit nach meiner Rückkehr aus Afrika, innerhalb von zwei Jahren promoviert.

Wie kamen Sie zu dem Thema Ihrer Promotion?

Das geschah gemeinsam mit Herrn Straube. Es war schon eher ein kulturhistorisches Thema mit ökologischem Einschlag: Das Regenmachen im östlichen und südlichen Afrika.³ Zu diesem Zeitpunkt wollte ich mein Studium eigentlich nur noch zu Ende bringen, also ließ mich auf dieses Thema ein – schließlich wollte ich nicht an der Uni versauern.

Zu diesem Zeitpunkt gab es ja auch schon die Anfänge von »Trickster«, die sich bis zur DGV-Tagung von 1977 in Bad Homburg zurückverfolgen lassen. Damals trafen sich die Basisgruppen schon seit einer Weile nicht mehr, dafür gab es aber auf den DGV-Tagungen auch Studententreffen. 1977, als viele dieser Studentengruppen wieder einmal zusammenkamen, waren wir uns darüber einig, dass man im Bereich der akademischen deutschen Ethnologie irgendetwas machen musste – so ging es jedenfalls nicht weiter! Natürlich wusste niemand genau, was man konkret anstellen sollte, aber es wurde beschlossen, dass eine Veröffentlichung das Beste wäre. Darin könne man artikulieren, was man sich unter einer anderen Ethnologie vorstellte. So entstand langsam die Zeitschrift »Trickster«. Ich glaube, die Nullnummer erschien noch 1977, die erste Ausgabe kam dann 1978 heraus. Das fing ja alles recht studentenhaft an, wie sich anhand der ersten Nummern gut verfolgen lässt.

Ich habe aber auch den Eindruck, dass sehr schnell ein Professionalisierungsschub einsetzte. Wie sehen Sie das?

Ursprünglich war es ja so gedacht, dass die Redaktion von Institut zu Institut rotieren sollte, bis es schließlich wieder von vorn anfang. Das stellte sich jedoch als völlig utopische Idee heraus, die einfach nicht zu verwirklichen war. Ziemlich bald waren nur Leute der Institute aus München und Göttingen übrig, die sich um die Ausgaben kümmerten.

³ Werner Petermann, Regenkulte und Regenmacher bei bantu-sprachigen Ethnien Ost- und Südafrikas. EXpress Edition, Berlin 1985.

In Göttingen war beispielsweise Hannes Stegemann dabei, der aber recht bald in die Entwicklungshilfe ging. Schon die dritte Nummer war dann eigentlich nur noch eine Sache des Münchener Kreises.

Waren Sie derjenige, der »Trickster« ab diesem Zeitpunkt maßgeblich führte?

Nein, das kann man so nicht sagen. Wir waren damals ein richtiges Kollektiv aus ungefähr sieben oder acht Personen, die alle mehr oder weniger gleichberechtigt an der Zeitschrift mitarbeiteten. Schließlich blieben dann fünf Personen übrig, die den »Trickster« bis zum Ende begleitet haben. Eine entscheidende Person, die allein hinter dem ganzen Unternehmen steckte, lässt sich eigentlich nicht ausmachen. Es herrschte eher der Habitus, der aus dem Studententreffen auf der DGV-Tagung 1977 hervorgegangen war. Nur was den Namen angeht, da kann ich sagen, dass er mir zu verdanken ist.

Wie muss man sich die damalige Arbeitsweise bei der Zeitschrift vorstellen?

Zu Beginn war es eher so, dass man sporadisch an der jeweiligen Ausgabe gearbeitet hat. Die Leute waren ja zum Teil schon fertig mit dem Studium, von der alten Münchener Basisgruppe war eigentlich nur ich übrig geblieben – Herr Amborn hatte inzwischen promoviert, Gunter Minker hatte die Ethnologie verlassen, um nur zwei Beispiele zu nennen. Es kamen dann Mitte der siebziger Jahre neue Studenten dazu und man suchte sich Themen, die auch international im Gespräch waren. So entwickelte sich aus der Basisgruppe die »Trickster«-Gruppe. Zudem gab es Bemühungen, unseren Vorstellungen entsprechende Autoren zu gewinnen.

In den ersten Ausgaben ging es ja vor allem um eine Art Bestandsaufnahme, teilweise wurden auch bereits bestehende Artikel ins Deutsche übersetzt. Ich erinnere mich etwa daran, dass es in der dritten Ausgabe einen relativ langen Beitrag von Gerrit Huizer gab, zur Verantwortung der Sozialwissenschaften⁴. Wir versuchten damals auch schon, Themenhefte anzufertigen, doch war das zu diesem Zeitpunkt doch eher noch dem Zufall überlassen. Damit es ein wenig professioneller wurde, begannen wir auch, Rezensionen einzubeziehen oder relevante Dokumente abzudrucken. Solche Sachen ergaben sich dann mehr und mehr.

Wie finanzierten Sie sich denn?

Man muss schon sagen, dass es nur durch Selbstausschöpfung funktionierte. Eigentlich wurde die Zeitschrift bis zum Ende größtenteils durch ihre Macher finanziert. Ab der vierten Nummer gab es dann ja die Themenhefte, die auch gleich Doppelausgaben waren. Da begannen wir, die »Action Anthropology« zu propagieren, womit wir zu unserem eigenen Erstaunen die Ersten waren. Generell suchten wir uns ja gern Themen, die hierzulande noch nicht so populär waren.

Was die Kosten betrifft, etwa für den Druck, so versuchten wir natürlich immer, die Preise sehr niedrig zu halten. Daher haben wir die Sachen, die wir selbst machen konnten, auch nicht abgegeben. Ich kann mich noch an Fertigungstage erinnern, in denen wir uns die ganze Nacht um die Ohren schlugen: Eine Person hat gefalzt, die nächste Person geschnitten, jemand hat die Bögen zusammengelegt, jemand anderes hat geheftet. Die Texte schrieben wir damals auch noch alle selbst, sie wurden mit den ganz frühen Computern, die wir uns extra ausgeliehen hatten, angefertigt. Irgendwann wurde uns das zuviel und so gaben wir zumindest die Schreibearbeiten an eine externe Person ab.

Zudem haben wir uns natürlich darum bemüht, möglichst viele von den Zeitschriften zu verkaufen. Dabei blieb von der jeweiligen Ausgabe manchmal etwas übrig, das dann für die nächste Ausgabe genutzt wurde. Ab 1981 hatten wir außerdem den Verlag, der sich aber auch nur gerade so über Wasser hielt und die Zeitschrift daher nicht mitfinanzieren konnte. Irgendwann war dann Schluss; wir beschlossen, mit der Zeitschrift aufzuhören. Es ging ja relativ lange, bis in die neunziger Jahre hinein.

Inwiefern hat sich die Höhe der Auflage im Laufe der Zeit verändert?

Das weiß ich gar nicht mehr so genau. Anfangs waren es immer ein paar hundert Hefte. Bevor es den Verlag gab, bauten wir uns sozusagen ein universitäres Vertriebsnetz auf: An jeder Uni, die ein ethnologisches Institut beherbergte, gewannen wir jemanden für unser Projekt, der dort die Verteilung übernahm. Je nach Vorschlag dieser unterstützenden Personen ging eine bestimmte Anzahl an Heften an sie. Später konnten wir die Zeitschrift auch in Buchhandlungen unterbringen. Das waren zwar keine riesigen Mengen, aber es funktionierte recht gut. Ich glaube, in den besten Zeiten

⁴ Gerrit Huizer, Die verantwortungslose Rolle der Sozialwissenschaften in den unterentwickelten Ländern. Einige Überlegungen zur Ethik, Trickster 3, 6-12, 1979.

hatten wir eine Auflage von tausend Exemplaren, selten mehr.

Wenn Sie den »Trickster« jetzt jüngeren Studierenden beschreiben müssten, wie sähe das aus?

Das habe ich mir noch nie so genau überlegt. Ich denke, die Zeitschrift stellte den Versuch dar, tatsächlich etwas Anderes zu machen. Wir haben uns zwar - wie schon erwähnt - recht schnell professionalisiert, doch diese Professionalisierung sollte nicht so weit gehen, dass wir anderen wissenschaftlichen Zeitungen Konkurrenz gemacht hätten. Ganz im Gegenteil, wir versuchten immer, Themen zu bearbeiten und Aspekte zu eröffnen, die uns interessierten und im akademischen Bereich des Faches wenig oder gar nicht vorkamen. Daher wandten wir uns an bestimmte Ethnologen, an jene, die sozusagen neue Wege beschritten. So war in etwa auch das Programm, welches der Verlag mehr oder weniger übernahm und für den Bereich der Bücher weiterzuführen versuchte.

War es auch ein Versuch, bisher nicht etablierten Stimmen eine Plattform zu bieten?

Ja klar, selbstverständlich. Allerdings haben wir uns nicht angemaßt zu glauben, mit dieser kleinen Auflage eine breite Wirkung zu erzielen. Wir bemerkten jedoch ziemlich schnell, dass wir tatsächlich gelesen wurden. Wir wurden auf Tagungen angesprochen und bekamen auch sonst auf verschiedene Weise Resonanz von den Leuten – beispielsweise über Leserbriefe.

Teilweise waren die Reaktionen der etablierten Fachvertreter auch feindselig und aggressiv: Sie wollten wissen, was wir mit unseren postpubertären Ergüssen bezwecken würden. Man nahm uns also teilweise nicht ernst, sondern hatte eine scharf ablehnende Haltung, ohne dass da eine nähere Auseinandersetzung mit den Inhalten stattgefunden hätte. Wir wurden einfach als eine Art von Konkurrenz wahrgenommen, und obwohl der Zeitschrift ja abgesprochen wurde, professionell zu sein, schaffte sie es, manche Leute zu verärgern.

Ich möchte noch kurz darauf hinweisen, dass wir zu Beginn unserer Arbeit für »Trickster« und den Verlag niemals davon ausgingen, die ethnologische Welt aus dem Angeln heben zu können. Wir hinterließen dann aber doch mehr Spuren, als uns jemals vorgeschwebt hatte, denn letztendlich haben sehr viele Leute mit unseren Büchern und Ausgaben gearbeitet. Insofern haben sich die Dinge eben doch etwas geändert, auch wenn dieser Prozess oft viel langsamer abläuft, als man es gerne hätte.

Für viele der Leute um »Trickster« gab es einfach den Vorteil, dass sie sich aus dem universitären Betrieb heraus hielten und ihnen daher manches lockerer von der Seele ging – wengleich auch dieser Umstand sofort wieder von den Universitätsleuten kritisiert wurde, so nach dem Motto: Ihr habt ja mehr Zeit als wir, ihr müsst euch nicht mit Lehre und Bürokratie herumschlagen. Doch wenn man solche Sachen nicht will, dann sollte man sich auch dagegen wehren, denke ich.

Können Sie rückblickend die Reaktionen beschreiben, die Sie 1989 auf die Frage erhielten, ob es eine spezifisch deutsche Ethnologie gibt?

Von all den Leuten, die wir angeschrieben hatten, war ein Drittel zustimmend, ein Drittel reagierte nicht auf uns, und ein Drittel stand der Umfrage generell ablehnend gegenüber.

Wie würden Sie diese Frage denn selbst beantworten?

Ich würde schon sagen, dass es in Deutschland oder dem deutschsprachigen Raum etwas Spezifisches gibt - oder gab -, wobei das nicht unbedingt gleich etwas Spezifisches im Sinne von etwas Essentiellem sein muss. Was die heutige universitäre Ethnologie angeht, so kann ich auch gar nicht mitreden, weil ich zu wenig davon kenne. Mein größtenteils von außen gewonnener Eindruck ist jedoch, dass das Fach sehr disparat und zugleich sehr gesichtslos ist. Die Themenvielfalt ist enorm, gleichzeitig könnte ich nur schwer umreißen, was die aktuelle Ethnologie auszeichnet. Es lässt sich meines Erachtens keine durchgehende Linie feststellen.

Wie hätten Sie diese Frage vor 1989 beantwortet? Welche Vorstellungen von den Einschätzungen der Ethnologen hatten Sie im Vorfeld der Befragung?

Wir hatten keine großen Vorstellungen. Es interessierte uns eigentlich nur, weil damals ja schon viele Personen, mit denen wir gemeinsam studiert und eine Erneuerung des Faches gefordert hatten, nun selbst in Amt und Würden waren, beispielsweise als höhere Assistenten. Wir wollten sehen, wie sie mit dem Spannungsfeld zwischen dem, was sie sich vorgestellt hatten und dem, was sie dann tatsächlich machten, umgingen. Es stellte sich auch bald heraus, dass die

Ideen, die man als Studierender - etwa bei uns in der Münchener Basisgruppe - hatte, doch recht utopisch waren. Das lag unter anderem daran, dass diese Vorstellungen nicht wirklich ausformuliert oder zu Ende gedacht waren. Andererseits sage ich mir: Wenn man gar nicht damit beginnt, sich etwas auszumalen, dann bleibt sowieso alles beim Alten.

Kehren wir zu Ihrer Berufsbiographie zurück: Wie ging es nach der Promotion 1983 weiter?

Mir war ja schon von vornherein klar, dass ich keine universitäre Laufbahn einschlagen würde, da mir die akademische Ethnologie wenig behagte. Zum Zeitpunkt meiner Promotion war ungefähr die fünfte Ausgabe des »Trickster« fertig und inzwischen hatte sich ein zum Teil neues Team um die Zeitschrift gebildet. Eine wichtige Person war dabei Reinhard Kapfer, er hatte bei Hanser schon für eine Zeitlang Erfahrung im Verlagsbereich sammeln können. Er kam dann auch mit der Idee, einen ethnologischen Verlag zu gründen, der den gleichen Namen wie die Zeitschrift tragen sollte. Es erschien als eine mögliche Alternative, Bücher zu Themen zu publizieren, die unserer Ansicht nach in der deutschen Ethnologie sträflich vernachlässigt wurden. Im Prinzip war das also eine Fortführung dessen, was wir mit der Zeitschrift verfolgten, nur mit einem größeren Seitenumfang – in einem Buch kann man natürlich mehr sagen als in einer Zeitschrift, man kann auch andere Themen behandeln. Also diskutierten wir gemeinsam diese neue Idee und sprangen dann einfach ins kalte Wasser: Wir trieben privat das nötige Geld für die Verlagsgründung auf, die 1981 stattfand. 1983 brachten wir mit »Weg der Zerstörung«⁵ von John Bodley das erste Buch heraus. Darin ging es genau um das, was uns damals sehr wichtig und aktuell schien – den Status und die Befindlichkeiten der so genannten Stammesgesellschaften gegenüber einem staatlichen Apparat. Es ging darum, auch einmal die Seite derjenigen wiederzugeben, die im neunzehnten Jahrhundert von den Prozessen der Kolonialisierung und des Imperialismus sowie heute durch die so genannte Globalisierung betroffen wurden, aber auch in den neuen unabhängigen Staaten keine führende Rolle übernehmen konnten. Sie blieben vielmehr Außenseiter und Randgruppen. Bodley zeigte das anhand historischer Beispiele und wir fanden, dass dieses Buch eigentlich eine notwendige Lektüre für jeden sei, der in das Fach einstieg. Daher stellten wir es an den Anfang unseres Programms.

Welche Resonanzen gab es auf diese erste Publikation?

Anfangs lief es noch sehr schlecht, eigentlich kann ich mich an keinerlei unmittelbare Reaktionen erinnern. Erst im Nachhinein stellte sich heraus, dass das Buch gleich in diversen Seminaren benutzt wurde. Viele Leute entdeckten das Buch durch uns, zumal es jetzt auf Deutsch erhältlich war und man so auch das englische Original wahrzunehmen begann.

Wie sahen die nachfolgenden Projekte aus?

Die visuelle Seite lag uns auch sehr am Herzen – ich bin ja, wie gesagt, ein großer Liebhaber des Kinos. Daher versuchten wir, die Visuelle Anthropologie und den ethnographischen Film zu fördern, die damals noch sehr am Anfang standen. Wir waren auf diesem Gebiet sehr umtriebig und taten uns beispielsweise mit dem Münchener Filmmuseum zusammen, das damals unter der Leitung von Enno Patalas stand. Er war generell an Dokumentarischem interessiert, fand daher auch ethnographisches Material äußerst spannend und war ein Fan von Flaherty und Jean Rouch. Gemeinsam entwickelten wir ein Programm, und zwar eine groß angelegte Retrospektive des ethnographischen Films. Anfang des Jahres 1984 wurden dann innerhalb von drei oder vier Monaten fast fünfhundert ethnographische Filme gezeigt, von den ersten Aufnahmen bis in die Gegenwart. Dazu brachten wir auch einen Katalog namens »Die Fremden sehen«⁶ heraus, auf den wir wirklich stolz sein können: Er war der Anstoß dafür, dass viele Institute in Deutschland überhaupt erst begannen, Einrichtungen für die Visuelle Anthropologie zu schaffen. Außerdem war der Katalog für die nächsten fünfzehn bis zwanzig Jahre das einzig relevante Buch in diesem Bereich, da es in Deutschland diesbezüglich keine anderen Publikationen gab.

Was war Ihre Position innerhalb des Verlages?

Wir waren ja alle Co-Autoren, Co-Herausgeber und Co-Gesellschafter, niemand hatte einen bevorzugten Posten. Wir hielten uns auch hier an die alte Idee, dass man möglichst gleichberechtigt arbeiten sollte. Wir konnten von diesen

⁵ John H. Bodley, Der Weg der Zerstörung, Trickster Verlag, München, 1983.

⁶ Margarete Friedrich et al. (Hrsg.), Die Fremden sehen. Ethnologie und Film. Trickster Verlag, München 1984.

Tätigkeiten auch nicht leben, sondern hatten alle nebenher Jobs. Ich selbst spezialisierte mich auf Übersetzungen und Lektoratsarbeiten, das lag ja auch nahe.

Zu den Verlagsleuten gehörten neben Reinhard Kapfer und mir auch Margarete Berke und Marie-Jose van de-Loo, sowie Ralph Thoms. Letzterer organisiert und leitet ja jetzt das Tier- und Naturfilmfestival im Bayerischen Wald. Einige Personen aus dem Umfeld des Verlags sind auch wieder ausgeschieden, andere kamen später erst dazu.

Wann entwickelte sich die Idee, den Verlag zu verkaufen?

Verkaufen ist das falsche Wort. Die Idee, den Verlag unter bestimmten Bedingungen an einen anderen Verlag zu transferieren, kam auf, als immer mehr Leute absprangen, meist aus privaten Gründen. Das hatte also weniger mit der Verlagspolitik zu tun, sondern vielmehr damit, dass es auf Dauer natürlich auch sehr anstrengend war, die verschiedenen Aktivitäten - Broterwerb, Verlagsarbeit, Haushaltsführung - unter einen Hut zu bekommen. All das war schließlich für einige von uns nicht mehr machbar.

Es kam natürlich in dieser langen Zeit der Zusammenarbeit schon auch zu Spannungen zwischen einzelnen Personen, das ist ja unvermeidbar. Dadurch wurde es auch nicht weniger kompliziert und am Schluss, als nur noch zwei oder drei Leute übrig waren, beschlossen wir 1995, den Verlag an mögliche Interessenten abzugeben. Dass dafür nur jemand in Frage kam, der uns auch passend erschien, war klar.

Gab es daraufhin Verhandlungen mit verschiedenen Verlagen?

Ja, genau. Wir fragten bei einigen Verlagen an und es dauerte gar nicht so lange, bis der Peter Hammer Verlag, der damals noch von Hermann Schulz geleitet wurde, sehr schnell sein Interesse bekundete. 1996 wurde der Trickster Verlag dann bereits als Edition Trickster in den Peter Hammer Verlag übernommen, eigentlich ziemlich reibungslos. Die Personen, die am Ende beim Trickster Verlag übrig geblieben waren, haben dann auch bei der neuen Edition mitgearbeitet. So ist es auch heute noch: Hauptsächlich wird die Reihe durch Reinhard Kapfer und mich fortgeführt, und auch Margarete Berke ist noch dabei.

In Deutschland gibt es ja im Vergleich zu anderen Ländern eigentlich keine einflussreichen ethnologischen Buchreihen oder Verlage. Andererseits ist das Interesse der Leserschaft an der Ethnologie ja relativ groß. Wie erklären Sie sich diese Diskrepanz?

Um so etwas genau zu erklären, müsste man natürlich eine Untersuchung machen. In den USA - oder eigentlich dem gesamten angelsächsischen Raum - gibt es zwar keine rein ethnologischen Verlagshäuser, aber es gibt die Verlage der Universitäten, die zum Teil auch privat finanziert werden. Sie müssen zwar schon ihre Bücher verkaufen, doch der Absatzmarkt ist ja auch sehr viel größer. Somit steht man weniger vor dem Problem, ob die Werke Absatz finden oder nicht. Auch dort gehen natürlich einzelne Titel manchmal unter und werden kaum erworben, doch durch das Gesamtprogramm wird das dann wieder aufgefangen. Jeder Universitätsverlag hat seine eigene ethnologische oder ethnologisch inspirierte Reihe – für so etwas ist Deutschland allerdings einfach zu klein.

Man kann natürlich auch darüber spekulieren, ob die Art und Weise, wie die deutschen Ethnologen schreiben, etwas mit dieser Diskrepanz zu tun hat. Doch dazu kann ich nicht wirklich etwas sagen. Auch im angelsächsischen Raum gibt es ja nur wenige Autoren, die wirklich so gut schreiben können, dass man ihre Sachen auch gerne liest.

War Ihr Interesse für die Fachgeschichte, welches unter anderem in Ihrem Buch »Die Geschichte der Ethnologie«⁷ zum Ausdruck kommt, eigentlich schon immer vorhanden?

Am Anfang - etwa während der Studienzeit - war es sicherlich gar nicht vorhanden, weil ich die alten Formen der Ethnologie mehr oder weniger ablehnte. Damals wusste ich fachlich allerdings auch noch nicht so genau Bescheid, die Ablehnung speiste sich also vor allem aus der politischen Situation heraus. Für Geschichte interessierte ich mich aber eigentlich schon immer, auch für Geschichtstheorie. Als ich älter wurde, begann ich zudem, mich mit Philosophie und Philosophiegeschichte zu befassen. Was »Die Geschichte der Ethnologie« angeht, so muss ich auch erwähnen, dass Hermann Schulz in dieser Hinsicht die Hauptanregung gab – ich selbst hätte es nicht gewagt, dem Verlag ein solches Projekt anzubieten. Ich dachte, zu so etwas würden sie sich nie entschließen, allein schon wegen des finanziellen Aspekts. Doch dann war es gar nicht mehr die Frage, ob der Verlag sich das leisten kann oder nicht, sondern es ging einfach darum, das Buch umzusetzen.

⁷ Werner Petermann, Die Geschichte der Ethnologie, Edition Trickster im Peter Hammer Verlag, Wuppertal, 2004.

Mein erster Ausflug in die Wissenschaftsgeschichte hatte ja im Rahmen des bereits erwähnten Buches über den ethnographischen Film stattgefunden, jetzt war es also schon etwas einfacher. Ursprünglich sollte es auch nur eine kleine Einführung in die Fachgeschichte ab 1850 werden. Ich kam aber recht schnell darauf, dass der Leser bei einer solchen Konzeption schon relativ viel über die Ethnologie wissen müsste. Ich wollte jedoch die Voraussetzungen, die die Grundlagen für den Stand der Dinge um 1850 bildeten, ebenfalls aufzeigen.

Ab welchem Zeitpunkt gab es die Idee, ein umfangreicheres Buch daraus zu machen?

Das war ungefähr 2001. Der endgültige Beschluss wurde in einem Münchener Biergarten gefasst: Herr Schulz kam auf seinen jährlichen Besuch nach München und traf sich mit uns. Wir brachten das Projekt unter Dach und Fach und ein halbes Jahr später begann ich, mich einzulesen und Material zu sammeln. Ich habe dabei auch gleich bemerkt, dass ich solch ein Projekt nicht einfach so stemmen konnte, weil ich selbst ja noch ein Frischling auf diesem Gebiet war. Ich konnte nicht einfach bei Tylor oder Waitz ansetzen, ohne zu wissen, wer das eigentlich war. Also beschloss ich, wie gesagt, den Rahmen etwas größer zu fassen und historisch weiter zurück zu greifen. Das es letztendlich über tausend Seiten geworden sind, war natürlich nicht meine Absicht. Doch wenn ich erst einmal ins Schreiben komme, dann bringe ich meist auch etwas zustande.

Die Arbeit an dem Buch erstreckte sich insgesamt über drei Jahre. Anfangs hatte ich noch einige kleine Nebenjobs, doch ich wurde dadurch zu sehr aufgehalten, so dass ich schließlich nur noch an der »Geschichte der Ethnologie« arbeitete. Mit dem zur Verfügung stehenden Vorschuss musste ich dann auskommen.

Sind Sie denn zufrieden mit dem Buch oder würden Sie rückblickend etwas anders machen?

Das ist schwer zu sagen. Im Prinzip bin ich mit dem Buch sehr zufrieden. Ich denke, ich würde es vielleicht in Teilen anders machen: Manche Sachen kürzen, an anderen Stellen etwas hinzufügen. Gelegentlich wuchert es zu sehr, weicht zu stark von der Hauptlinie ab; anderswo gibt es Lücken zu füllen. Das ärgert mich im Nachhinein auch ein wenig, doch damals musste es auch einfach fertig werden. Zudem hätte mir der Verlag keine weiteren fünfhundert Seiten genehmigt.

Können Sie Beispiele für solche Lücken nennen?

Es fehlt unter anderem der Punkt, wie die Ethnologie in den ehemaligen Kolonialvölkern übernommen wurde. Die außereuropäische Ethnologie - hauptsächlich Lateinamerika, Australien, Asien und Japan - fehlt weitgehend. Eine weitere Lücke gibt es sicher in Bezug auf die osteuropäische Ethnologie. Dazu kommen diverse Einzelpersonen, die aus irgendwelchen Gründen nicht auftauchen. Wie gesagt, das wären mindestens noch mal fünfhundert Seiten geworden. Auch die bundesdeutsche Ethnologie ab den sechziger Jahren wird nicht aufgeführt. Das war jedoch eine bewusste Entscheidung, weil ich ja wusste, dass der Verlag ein noch umfangreicheres Werk nicht finanzieren würde. Also hörte ich an einem bestimmten geschichtlichen Punkt auf, wobei es im Buch ja auch chronologische Teile gibt, die bis in die Gegenwart reichen – allerdings nicht in Bezug auf Deutschland.

Sie stellen in dem Buch auch spezifisch deutsche Traditionen vor, etwa die Kulturmorphologie oder die Kulturhistorie. Würden Sie sagen, dass diese Ansätze heute noch in irgendeiner Form in der deutschen Ethnologie vorhanden sind? Oder hat sich das vollkommen aufgelöst?

Nein, das hat sich nicht aufgelöst. Ich würde eher sagen, dass es diesbezüglich nie einen Bruch gegeben hat – jedenfalls nicht, wenn man das genauer betrachtet. Die einzelnen Leute mögen sich von ihren jeweiligen Ziehv Vätern und Lehrmeistern verabschiedet haben, aber allein schon thematisch gibt es ja ganz klare Verbindungslinien. Bei vielen Ethnologen taucht das also wieder auf— ich denke da beispielsweise an Hans-Peter Duerr oder Bernhard Streck. Sie stellen diese Zusammenhänge ja zum Teil selbst her, da kann man nicht einfach sagen, eine solche Richtung sei komplett verschwunden. Auch Leute wie Fritz Kramer, die zunächst einmal ganz bewusst den Bezug zur britischen Social Anthropology herstellten, haben später dann auch Sachen geschrieben, die man durchaus in der früheren deutschen Ethnologie unterbringen könnte. Das geschieht natürlich auf eine andere Art und bezieht sich im Fall von Kramer auch nicht unbedingt auf Frobenius oder Jensen, aber beispielsweise auf Julius Lips. Die deutsche Ethnologie, das darf man ja nicht vergessen, bestand eben nicht nur aus der Kulturmorphologen, sondern war doch ein bisschen vielfältiger. Da finden sich schon auch andere Zusammenhänge, beispielsweise bei einem Mann wie Krause, der wegen

der Nazizeit eher unrühmlich bekannt wurde, aber einen bahnbrechenden Aufsatz über Masken⁸ verfasst hatte. Das ist ja auch etwas, was zur deutschen Ethnologie gehört.

Wo würden Sie da die Göttinger Ethnologen, beispielsweise Herrn Plischke, theoretisch einordnen?

Zu Herrn Plischke fällt mir wenig ein, er war eher einer der Museumsleute. Was die Rolle der Museen für das Fach betrifft, auch sie hätte in dem Buch stärker herausgearbeitet werden müssen. Zudem sind diesbezüglich einige personelle Lücken zu beklagen. Auch das Lehrer-Schüler-Verhältnis verschiedener Generationen deutscher Ethnologen ließe sich sicher genauer beleuchten. Das ist ein durchaus interessantes Thema. In München gab es ja mit Herrn Raum und Herrn Amborn eine Reihe von Leuten, die alle bei Baumann studiert hatten. Einige von ihnen haben ihn zwar abgelehnt, aber so richtig losgeworden sind sie ihn auch nicht. Bei anderen Lehrenden der damaligen Zeit, etwa Jensen oder Mühlmann, sieht es sicher ähnlich aus. Auch sie hatten viele Schüler.

Heutzutage wird, so glaube ich, schon stark versucht, an die angelsächsische Tradition anzuschließen. Dabei ist es typisch, dass der Kulturbegriff fast gar nicht mehr benutzt wird – nur weil man denkt, man hätte ihn zu lange im Mund behalten. Das ist sicherlich eher ein Verdrängungsprozess als etwas ausnehmend Sinnvolles. Selbst in Frankfurt nennen sie sich ja jetzt Kulturanthropologen, um - zumindest vom Wort her - nicht mehr an die eigene Vergangenheit erinnert zu werden. Im angelsächsischen Raum hingegen, das sollte man auch sehen, ist die alte Kulturgeschichte plötzlich wieder up to date. Da werden die deutschen Ethnologen vielleicht irgendwann wieder feststellen, dass sie hinterher hinken.

Wie sehen Sie denn die Entwicklung der Ethnologie im Bereich der Museen?

Dort gibt es auch mindesten zwei feindlich gestimmte Geschwister – die eine Gruppe will nach wie vor auf große Schau machen und am liebsten irgendwas ausstellen, was viele Zuschauer anzieht. Die andere Gruppe versucht stärker in die Tiefe zu gehen, wobei man da natürlich auf das Problem stößt, dass sich die Ethnologie der Gegenwart sehr viel schwieriger von anderen Disziplinen abgrenzen lässt als beispielsweise in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die Abgrenzungen zwischen den einzelnen Kulturen und Gesellschaften verschwinden ja zunehmend mit den veränderten Begriffen, das bereitet dem Fach Probleme. Man muss mit einer globalisierten Welt anders umgehen, und das ist ein Grund dafür, warum man heute lieber von hybriden Formationen, Systemen im Fluss oder dem sozialen Imaginären spricht, wo früher von Gesellschaften und Kulturen die Rede war. Das Konzept einer in sich geschlossenen Kultur, die man anhand von ganz bestimmten Merkmalen erkennen kann, funktioniert nicht mehr.

Worin sehen Sie die Kernbestände der deutschen Ethnologie und inwiefern haben sich diese verändert?

Ich glaube, dass früher mehr Wert darauf gelegt wurde, die Differenzen zwischen den einzelnen Kulturen oder Kulturarealen herauszuarbeiten. Darauf lag ein stärkerer Fokus als heute. In der Gegenwart versucht man eher zu erforschen, was Kultur, was das Kulturelle ganz allgemein bedeutet. So ist etwa die Unterscheidung zwischen der eigenen Kultur und dem so genannten Anderen weniger wichtig geworden, auch weil die Durchdringung der Welt - zum Beispiel durch Tourismus oder technische Hilfsmittel - so sehr vorangeschritten ist. Das Wort »Anthropologie« betont ja ebenfalls stärker, was dem Menschen gemeinsam ist.

Verliert die Ethnologie ihren Aufgabenbereich, wenn sie den Fokus auf die Differenzen aufgibt?

Ich denke, das wird wiederkommen. Es ist ja zum Teil nicht so, dass diese Perspektive einfach verschwindet. Nicht umsonst entdecken die Wissenschaftler irgendeinen Vorläufer, einen frühen Kollegen, der schon dieses oder jenes formuliert hat und nun wieder aus der Versenkung geholt wird, um zu zeigen, dass die Dinge sich zwar ändern, jedoch auf eine ganz spezifische Art und Weise. So kann man auch eine historische Ethnologie schreiben, die vielleicht etwas präziser ist als die bisherige. Radikale Brüche gibt es meines Erachtens eher selten.

Sie sprachen vorhin auch über das Lehrer-Schüler-Verhältnis. Von welchen Personen oder welchen Traditionslinien wurden Sie denn selbst geprägt?

Ich wurde schon stark von Helmut Straube geprägt. Das kann ich gar nicht anders sagen, auch wenn ich mich während

⁸ Fritz Krause, *Maske und Ahnenfigur. Das Motiv der Hülle und das Prinzip der Form*, *Ethnologische Studien* I, 344-364, 1931. (wieder abgedr. In Ernst W. Müller, Hg., *Kulturanthropologie*, 218-237, Köln-Berlin 1966.

des Studiums und in der Zeit danach sehr gegen diese Art der Ethnologie gestellt habe. Ich habe es zwar anders gemacht, doch irgendwo kamen die Einflüsse wieder zum Vorschein. Diese Tatsache wurde mir nicht zuletzt während der Arbeit an der »Geschichte der Ethnologie« bewusst und je älter ich werde, desto stärker macht sich das generell bemerkbar. Das von mir geteilte Interesse daran, wie etwas entstanden ist, das steht ja auch in der Kulturgeschichte teilweise im Zentrum der Fragestellungen. Von Straube lernte ich gewissermaßen den Blick für das Historische und die damit verbundenen Zusammenhänge.

Abgesehen von dieser Ausrichtung gibt es für mich natürlich noch andere Einflüsse, die ich dann jedoch eher aus der Literatur schöpfte. Eine Zeitlang war Lévi-Strauss sehr wichtig, dann Pierre Clastres und ähnliche Leute, die auch eine Art Politische Anthropologie verfolgten. Was mich bis heute interessiert, ist die Erforschung egalitärer oder nicht hierarchischer und wenig institutionalisierter Gesellschaftsformen. Auch diesbezüglich gibt es verschiedene Einflüsse: Marx war da anfänglich natürlich von Bedeutung, zumal er ja auch sehr viel ethnologische Literatur verarbeitet hat.

Herr Petermann, an welchen Projekten arbeiten Sie momentan?

Momentan gibt es eigentlich keine dringenden Projekte, in nächster Zeit steht da nichts an.⁹

⁹ Seither erschienen: Werner Petermann, *Anthropologie unserer Zeit*. Edition Trickster im Peter Hammer Verlag 2010.

Telefon-Interview vom 24.01.2009, (Freigabe durch W. Petermann am 08.07.2011)
Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot
Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de